

# IHR WOCHENENDE

ZUHAUSE IN DER PFALZ

## „Unter die Bayern gefallen“

Sie verließen die Pfalz, weil ihre Dörfer vom Krieg zerstört oder ihre Höfe durch Erbteilung zu klein geworden waren. Willkommen waren sei in ihrer neuen Heimat, dem „alten Bayern“, keineswegs, denn zu allem Überfluss waren die „Überrheiner“ genannten Neuankömmlinge auch noch evangelisch! 200 Jahre danach erinnern die Protestanten im Münchner Stadtteil Perlach an ihre „Integrationsgeschichte“.

VON PAUL KREINER

Natürlich, da ist die „große“ Geschichte. Sie handelt von Fürsten und von Königreichen, von der bayerischen Wittelsbacher-Dynastie in diesem Falle, die bekanntermaßen an der Schwelle zum 19. Jahrhundert nur durch pfälzische Blut-Auffrischung überleben und weiterregieren konnte: Der Wechsel des Herzogs von Zweibrücken, Max Joseph, auf den Kurfürstensessel und später den Königsthron von Bayern ließ die Rheinpfalz und Bayern für gut eineinhalb Jahrhunderte zu einem Gebilde zusammenwachsen – mit Folgen bis heute, wie die Feiern zum 200-jährigen Bestehen des Bezirksstags Pfalz erst jüngst wieder in Erinnerung riefen.

Und dann ist da die kleine Geschichte. Was hat das alles aus den „Unterthanen“, aus den einfachen Menschen gemacht? Etliche von diesen zogen aus der linksrheinischen Pfalz mit nach Altbayern: ihr ganzes Hab und Gut auf Ochsenkarren, ein 350-Kilometer-Treck über Wege, die mehr Schlamm und Dreck als Straßen waren. Sie kamen als Siedler, weil ihnen ihre eigenen Dörfer in den französisch-napoleonischen Aggressionskriegen zu gefährlich und ihre Bauernhöfe durch die traditionelle Realteilung so klein geworden waren, dass sie keine Familien mehr ernährten. Sie kamen als Fremde, als „Überrheiner“. Zu allem Überfluss waren sie auch noch evangelisch.

Ihre Geschichte, die Geschichte der wirtschaftsflüchtigen Auswanderer aus Edenkoben, hat in München jetzt eine kleine, aber rege besuchte Ausstellung erzählt. Mit ihr erinnerte die St. Paulus-Gemeinde im Stadtteil Perlach an ihre eigenen Wurzeln: „200 Jahre Protestanten“ steht als Motto über dem Festjahr.

Nach 100 Jahren nahm die Freiwillige Feuerwehr den ersten „Andersgläubigen“ auf.

Das Dorf von damals, zehn Kilometer vor den Toren der Stadt, hat sein kleinbäuerliches Gepräge bis heute bewahrt – zumindest den mit Ahornbäumen bestandenen Bach entlang, der die Hauptdurchgangsstraße zu einem geradezu beschaulichen Anger vom Bilderbuchtyp werden lässt. Fehlen nur die Kühe, die Schafe auf der Dorfweide ...

Damals allerdings, 1816, herrschte eine ganz unidyllische Wirtschaftskrise. Die Bauern, die als Folge der Säkularisation ein Jahrzehnt zuvor die klösterliche Herrschaft losgeworden und als Eigentümer ihres Grund und Bodens plötzlich auch zu selbstständigen Unternehmern „aufgestiegen“ waren, konnten auf dem freien Markt nicht mithalten. Der Boden – Isar-Schotter pur – war dafür zu dürrig. So gab's in

Perlach viele Bauernhöfe zu versteigern. Und die Edenkobener Pfälzer sollten dem schon tausend Jahre alten Dorf einen neuen Anfang beschreiben; so hatten es Bayerns König Max I. Joseph und seine Frau Karoline von Baden gewünscht.

Genau betrachtet war Perlach nicht die erste linksrheinische Kolonie in Bayern. Bereits 1802 hatten Max und Karoline die ersten Pfälzer zum Umzug ermuntert. Man setzte offenbar schon damals große Hoffnungen in sie, denn die Gebiete, die der Münchner Hof ihnen zuwies, waren tiefer Sumpf: das Donaumoos bei Ingolstadt und jener Teil des Rosenheimer Moors, der zum Gedenken an die Königin von einst heute „Großkarolinenfeld“ heißt.

Der Wein fürs Abendmahl in St. Paulus kommt bis heute aus Edenkoben.

Weil diese Areale nicht erschlossen und die Böden so mies waren, erhielten die „Pioniere“ die Grundstücke dort auch kostenlos – während sie in Perlach, 14 Jahre später, bezahlen mussten. Auf Heller und Pfennig genau, denn in den Grundbüchern stehen Vermerke wie der folgende: „Gottfried und Barbara Klein von Edenkoben durch Kauf bezahlen für 31,15 Tgw. und Gebäude 800 Gulden incl. Fahrnis: 2 Pferde, 2 Kometer [Geschirr/Zaumzeug], 1 Wagen, 1 Pflug, 1 Egge, 1 leere Bettstatt, Kasten, Tisch, 1 Uhr.“

In Perlach hielten die Ämter auch erstmals fest, was sieben Jahre zuvor in Altbayern noch undenkbar, auf jeden Fall illegal war: „Die Erwerber sind protestantischen Glaubens.“ Auch diese Liberalisierung hatte mit der Königin zu tun: Karoline war evangelisch; sie hatte sich für ihren Umzug ins streng katholische Bayern ausdrücklich Religionsfreiheit zusichern lassen. Evangelische Gottesdienste waren gleichwohl nur in der königlichen Residenz zugelassen, hinter verschlossenen Türen. Die Pfälzer Siedler in Perlach draußen – 14 Familien, 100 Personen – mussten sonntags zu Fuß in die Stadt pilgern.

Furchtbar gerne taten sie das nicht, denn die Worte, die der Hofprediger daselbst für seine hochwohlgeborenen, städtischen Zuhörer kunstvoll zu rechtschnittzte, die verstanden sie als Bauern nicht. Außerdem war ein Gottesdienstbesuch, der Entfernung halber, unweigerlich mit einem Wirtshausbesuch verbunden. Der wiederum kostete Geld, und wenn er auch den Leib stärkte, so war er moralisch von anderer Qualität: „Durch den Besuch des Wirtshaus wird der aus dem Wort Gottes erhaltene gute Samen durch Unkraut vermischt“, beklagte ein Zeitgenosse.

Diese Beschwerden hatten zur Fol-

Erst über 30 Jahre nach ihrer Ansiedlung 1816 im Dorf Perlach wurde den protestantischen Siedlern aus der Pfalz der Bau einer eigenen Kirche erlaubt – finanziert durch eine reichsweite Kollekte.

Mit nach Bayern brachten die Pfälzer wie die Familie Weiskopf aus Edenkoben auch die Tradition des Posaunenchores (unten links).

Die Ahornbäume entlang der Straße, über die nach dem Zweiten Weltkrieg der Wagen mit der neuen Glocke zog, stehen noch heute.

FOTOS: KAMMERLOHER/ST.PAULUS-GEMEINDE/FREI



ge, dass die Perlacher ihre Sonntags-gottesdienste lieber für sich daheim in einem Bauernhof abhielten. Zuerst taten sie das heimlich und illegal, erst die zweite Generation bekam 1848 den Bau eines eigenen Gotteshauses zugestanden. Selbst zu diesem Zeitpunkt, 32 Jahre nach der Ansiedlung, hatten die Ex-Pfälzer noch nicht genug Geld, Leib stärkte, so war er moralisch von anderer Qualität: „Durch den Besuch des Wirtshaus wird der aus dem Wort Gottes erhaltene gute Samen durch Unkraut vermischt“, beklagte ein Zeitgenosse.

Die Pfälzer Siedler in Perlach draußen – 14 Familien, 100 Personen – mussten sonntags zu Fuß in die Stadt pilgern. Furchtbar gerne taten sie das nicht, denn die Worte, die der Hofprediger daselbst für seine hochwohlgeborenen, städtischen Zuhörer kunstvoll zu rechtschnittzte, die verstanden sie als Bauern nicht. Außerdem war ein Gottesdienstbesuch, der Entfernung halber, unweigerlich mit einem Wirtshausbesuch verbunden. Der wiederum kostete Geld, und wenn er auch den Leib stärkte, so war er moralisch von anderer Qualität: „Durch den Besuch des Wirtshaus wird der aus dem Wort Gottes erhaltene gute Samen durch Unkraut vermischt“, beklagte ein Zeitgenosse.

Wie sich die Pfälzer im Alltag unter ihren bayerischen Nachbarn behaupteten, dazu gibt's leider wenige Zeugnisse. Freundschaftlich aufgenommen jedenfalls wurden sie nicht; das geht aus einem Appell des bayerischen Justizministers Georg Friedrich von Zentner an die Ureinwohner hervor, sie sollten aufhören, die neuen Bürger zu beschimpfen und zu beleidigen.

Diskriminiert wurden die Eindringlinge aber nicht so sehr als Fremde, denn als Andersgläubige. Der katholische Pfarrer von Perlach verlangte ihnen als „Kirchensteuer“ hartnäckig den Zehnt ab, den „alle“ zahlen mussten –

erst nach gut 30 Jahren war höchststrichterlich klargestellt, dass Evangelische diese Naturalien-Abgabe nicht zahlen mussten, jedenfalls nicht an die katholische Kirche.

Einen Friedhof für ihre Toten bekamen die Protestanten nicht; sie „durften“ sie auf den katholischen Gottesacker betten, aber nur in aller Stille, ohne jede Liturgie. Tja, und zu Mischehen kam's dann auch, unweigerlich. Im bayerischen Königshaus und in der Regierung waren katholisch-evangelische Verbindungen aus Gründen der Staatsräson zwar gang und gäbe, aber was die kleinen Bauern vor der Stadt da trieben, das galt als Gräuel: „Die vielen gemischten Ehen tragen zur Religiosität sehr wenig bei“, steht in einer – natürlich katholischen – Beschreibung Perlachs aus dem Jahr 1881. Immerhin lobt der Autor auch Folgendes: „Von Religionsspöttereien, Schimpfen über Pfaffen, von Fortschrittler und Sozialdemokraten hört man in Perlach sehr wenig.“ Die Dorfhistoriker Michael Kammerloher und Ulrich Walter, die für Perlach nun auch die Jubiläumsausstellung entworfen haben, registrieren fürs Jahr 1903 die ersten Evangelischen als Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr. Da war die Integration offenbar vollzogen.

Als Bauern übrigens kamen die Edenkobener nicht ganz so voran wie erhofft. Beträchtliche Erfolge – und Neid – erzielten sie durch intensiven, gartenähnlichen Gemüseanbau, so wie sie ihn auf ihren kleinen Grundstücken in der Pfalz zwangsläufig geübt hatten. Den Hauptwunsch ihrer königlichen Majestäten aber konnten sie nicht erfüllen: In München, da mag man sich noch so anstrengen, gedeiht einfach kein Wein.

Zwar stehen an den gut erhaltenen, niedrigen Bauernhäusern und an der Perlacher Kirche immer noch ein paar knorrige Rebstöcke als Zeugen wackere Versuche von damals, aber mehr als eine Handvoll Beeren ist von ihnen nicht zu holen. Das heißt: Den Abendmahlswein bezieht St. Paulus bis heute aus der Pfalz. Aus Edenkoben natürlich.



Perlach ist heute ein Stadtteil von München. Während in Neuperlach das größte deutsche Siedlungsprojekt nach dem Zweiten Weltkrieg emporwuchs, hat Altperlach seinen dörflichen Charakter bewahrt: mit dem Maibaum neben der katholischen St. Michaelskirche (links) und alten Gehöften wie dem Wagnerhof (unten) und dem Schreihof (rechts).



Die evangelisch-lutherische Stadtkirche St. Paulus in Perlach heute, mit Pfarrhaus und Evangelischer Schule ein denkmalgeschütztes Ensemble: Hier wurde die Ausstellung „200 Jahre Protestanten in Perlach“ zuerst gezeigt. Bis zum 9. Oktober ist sie derzeit in der Lätarekirche in der Neuperlacher Quiddestraße zu sehen.

